

Krieg der ersten Stunde

Wie sich Israel gegen die Araber wehrte

GEGENWART NACH PLAN

Das Zeitgeschehen in biblischer Deutung

MEDIENSCHUEUR POLITIKER

Hamas-Führer Sinwar stellt sich der Presse





10

LEBENSBIOD

„Es gab solche und solche Deutsche“



7

KOMMENTAR

Gaza – Grenze – Granaten



4

UNABHÄNGIGKEITSKRIEG

Israels Existenzkampf

Marsch der Nationen für Israel



Im Jerusalemer Saker-Park haben Christen aus aller Welt ihren Marsch der Nationen gestartet

Fast 6.000 Menschen aus mehr als 45 Ländern sind am 15. Mai durch die Straßen Jerusalems marschiert. Zum 70-jährigen Staatsjubiläum kamen sie nach Israel, um an die schmerzvolle Geschichte von Europäern und Juden zu erinnern. Außerdem wollten sie um Vergebung bitten und ein Zeichen für Israel setzen. Der Marsch war sichtbarer Ausdruck von dem, was die dreitägige Konferenz des „Marsches der Nationen – Vereint, um Licht zu sein“ zum Ziel hatte: die Aufarbeitung der Holocaust-Vergangenheit, Versöhnung zwischen den Nachkommen der Täter- und Opfergeneration sowie ein sichtbares Zeichen gegen Antisemitismus.

Die Tübingerin Bärbel Pfeiffer berichtete auf der Bühne: „Als Ingenieur war mein Großvater daran beteiligt, das Konzentrati-

onslager Auschwitz aufzubauen. Er war für die 16 Kilometer Elektrozaun verantwortlich und baute an den Gaskammern mit.“ Mit ihrem Mann und ihren Kindern war sie nach Israel gekommen, um zu bezeugen: „Heute stehen wir als ganze Familie hier, um zu sagen: So etwas darf sich nie wiederholen. Israel, wir lieben dich und stehen an deiner Seite.“

Die nationalreligiöse Israelin Tal schaute sich mit ihrer Mutter und den zwei Kindern den Marsch von außen an: „Wir wohnen direkt an dieser Straße. Einordnen, was hier passiert, kann ich nicht. Aber als dritte Generation von Holocaust-Überlebenden berührt es mich, dass so viele Christen hierher kommen, um uns zu sagen, dass sie heute anders denken und zu uns stehen.“ Was sie dazu sage, dass viele der Teilnehmer Nachfahren von Nazis seien? „Wie gesagt, es ist schwer einzuordnen. Wichtig ist aber doch, dass sie erkannt haben, dass ihre Großeltern falsch lagen. Und dass sie selbst nun ihre Kinder in einem anderen Geist erziehen.“ |

mh

Richtigstellung In der Ausgabe 02/18 ist uns im Vorspann des Artikels „Die arabischen Flüchtlinge: Ein gut kultiviertes Problem“ (S. 11) ein Fehler unterlaufen.

Der Vorspann muss richtigerweise heißen: „Araber, die während des arabisch-jüdischen Krieges 1947 bis 1949 aus dem britischen Mandatsgebiet geflohen sind oder vertrieben wurden, werden bis heute als Flüchtlinge bezeichnet. Dies gilt auch für ihre Nachfahren.“ Mit 48er-Arabern werden die Araber innerhalb der israelischen Gebiete von 1948 bezeichnet. Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen.

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Sind Sie Journalistin? Woher kommen Sie?“, fragt mich die Führerin im Jerusalemer Bible Lands Museum. Soeben hat sie die Führung einer englischsprachigen Gruppe beendet, der ich mich angeschlossen hatte. Ich freue mich über das Interesse der sympathischen älteren Dame und erzähle ihr von meiner Arbeit für Israelnetz.

Die rüstige Seniorin stellt sich mir als Ruth Goldberg vor. Sie stammt aus Deutschland und hat den Holocaust überlebt, weil sie von Deutschen versteckt wurde. Noch immer spricht sie fließend Deutsch. Ich bin bewegt und lade sie auf eine Tasse Kaffee ein. Da es uns in der Cafeteria des Museums zu laut ist, suchen wir einen Raum, in dem wir ungestört sprechen können. Und dann erzählt Ruth mir, einer Fremden, einer Deutschen, ihre Lebensgeschichte. Ich bin tief gerührt von diesem Vertrauen. Irgendwie fühlt es sich an, als würden wir uns schon lange kennen.

Laut dem israelischen Zentralbüro für Statistik lebten 2017 noch rund 186.500 Überlebende der Scho'ah in Israel. Irgendwann werden diese Zeitzeugen verstummt sein. Dann ist es an uns – den Zeugen der Zeitzeugen –, die Erinnerungen dieser Menschen aufrecht zu erhalten und weiterzugeben. Die Geschichte von Ruth Goldberg lesen Sie ab Seite 10.

Von einer weiteren interessanten Begegnung, wenn auch ganz anderer Art, erfahren Sie ab Seite 8: Hamas-Chef Jahja Sinwar hat sich erstmals seit seiner Amtsübernahme Anfang 2017 in Gaza einem Gespräch mit Journalisten gestellt. Unsere Mitarbeiterin in Jerusalem, Mirjam Holmer, war dabei. Thema waren unter anderem die „Märsche der Rückkehr“, bei denen Zehntausende Palästinenser an der Grenze zu Israel zum Teil gewaltsam gegen Israel demonstriert haben. Bei den Auseinandersetzungen mit der israelischen Armee wurden Dutzende Palästinenser getötet und Tausende verletzt. Sinwar unterstellt der internationalen Presse, „israelisches Narrativ übernommen“ zu haben. Ein Vorwurf, der kaum nachvollziehbar ist: Politiker und Medien weltweit werfen der Armee den Einsatz unverhältnismäßiger Gewalt vor. Schnell wird zuerst Israel für die Toten verantwortlich gemacht. Eher am Rande findet die Hamas Erwähnung, die diese Proteste organisiert und dafür viel Geld ausgegeben hat.

Doch es gab auch seltene Kritik an der Berichterstattung über Israel. „Spiegel“-Kolumnist Jan Fleischhauer etwa kommentierte die „oberlehrerhaften Belehrungen“ gegen Israel so: „Viele Deutsche drehen schon durch, wenn der Nachbar versehentlich den Rasen betritt. Aber die Israelis sollen ‚verhältnismäßig‘ reagieren und ‚deeskalieren‘, wenn 30.000 Palästinenser aus dem Gazastreifen in Richtung israelischer Grenze marschieren und sie niederreißen wollen.“ Auf Seite 7 kommentiert Egmond Prill die Ereignisse im Gazastreifen.

Israel kommt nicht zur Ruhe. Auch 70 Jahre nach seiner Gründung muss sich das kleine Land immer wieder verteidigen – gegen Organisationen wie die Hamas oder Länder wie den Iran. Sie wollen den jüdischen Staat auslöschen und verkünden dies auch offiziell. Die Bibel sagt voraus, dass Israel noch weitere Kriege bevorstehen. Unser Gastautor Josias Terschüren hat sich die Texte der Propheten angesehen und zeigt, wie sich mit deren Hilfe das Zeitgeschehen verstehen lässt (Seite 12).

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!

Herzlich grüßt Sie,

Dana Nowak



8 HAMAS-FÜHRUNG

„Grenze zu Gaza ist keine Heilige Kuh“

12 BIBLISCHER KONFLIKT

Israel im Sog des Syrienkonfliktes

14 DAS JAHR 1948

Zeitzeugen erinnern sich

IMPRESSUM

Herausgeber

Christlicher Medienverbund KEP e.V.

Postfach 1869 | D-35528 Wetzlar

Telefon +49 (64 41) 91 51 51

Telefax +49 (64 41) 91 51 57

israelnetz.com

info@israelnetz.com

Vorsitzender Michael Voß

Geschäftsführer Christoph Irion

Büro Wetzlar

Dana Nowak (Redaktionsleitung)

Martina Blatt, Moritz Breckner,

Daniel Frick, Elisabeth Hausen,

Michael Müller, Egmond Prill

Büro Jerusalem

mh

Spenden

Israelnetz Magazin lebt von Ihrer Spende.

Volksbank Mittelhessen eG

IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01

BIC VBMHDE5F

Verwendungszweck: Israelnetz

www.israelnetz.com/spenden

Titelfoto

Israelische Soldaten der

Negev-Brigade 1948

Public Domain

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:

18. Mai 2018

Israels Existenzkampf

Auf die Ausrufung des Staates Israel antworteten arabische Staaten mit Krieg. Beide Seiten hatten in diesem Konflikt auch mit ihren jeweils eigenen Mängeln zu kämpfen. Die innere Zerstrittenheit der Araber war ausschlaggebend für ihre Niederlage.

Marcel Serr

Es war ein kritischer Übergang: Mit dem Ende des britischen Mandates über Palästina proklamierte David Ben-Gurion am 14. Mai 1948 die Unabhängigkeit des Staates Israel.



Arabische Kämpfer vor einem brennenden Laster auf der Straße nach Jerusalem

Innerhalb weniger Stunden erkannten die USA den jüdischen Staat an. In den frühen Morgenstunden des darauffolgenden Tages schritten Ägypten, Jordanien, Syrien, der Libanon und der Irak zum Krieg gegen Israel. Zu diesem Zeitpunkt war es den jüdischen Streitkräften gelungen, etwa ein Drittel des ihnen durch den UN-Teilungsplan zugesprochenen Gebietes militärisch zu sichern. Israels Krieg um die Unabhängigkeit, um das staatliche Überleben, hatte begonnen.

Die militärischen Fähigkeiten

Die Staatenwelt des Nahen Ostens um 1948 bestand aus jungen politischen Einheiten, die darüber hinaus vergleichsweise schwache Volkswirtschaften und – mit Ausnahme Ägyptens – geringe Bevölkerungsgrößen aufwiesen. Die

Streitkräfte der Länder befanden sich noch im Aufbau. Das militärische Leistungspotenzial der Staaten war daher begrenzt.

Im Hinblick auf die eingesetzte Truppenstärke der Kriegsparteien hatte Israel trotz des zu erwartenden Übergewichts der arabischen Truppen die Oberhand. Im Mai 1948 standen sich rund 21.000 Mann auf arabischer Seite und rund 36.000 Mann auf israelischer Seite gegenüber. Allerdings waren die Israelis anfangs erheblich unterbewaffnet: Nur etwa 40 Prozent der israelischen Soldaten konnten mit Waffen ausgerüstet werden. Zudem beschränkte sich das Waffenarsenal von Israels Verteidigungsstreitkräften zu Kriegsbeginn auf Handfeuerwaffen sowie improvisierte gepanzerte Fahrzeuge und Mörser. Schwere Waffen wie Panzer, Artillerie sowie Panzer- und Flugabwehrgeschütze waren praktisch nicht vorhanden. Die arabischen Truppen verfügten hingegen über schwere Feldgeschütze, gepanzerte Fahrzeuge, einige Panzer sowie einige wenige Kampfflugzeuge. Damit waren die arabischen Streitkräfte den israelischen in der Anfangsphase des Krieges an Feuerkraft und Material überlegen.

Diese Unterlegenheit konnte die israelische Armee jedoch durch überlegene Ausbildung, Erfahrung und Organisation ausgleichen. Zumal mehrere tausend israelische Soldaten im Zweiten Weltkrieg eine militärische Ausbildung durch die britische Armee genossen hatten. Überdies wurden Israels Streitkräfte während des Unabhängigkeitskrieges durch mehrere tausend nicht-jüdische Freiwillige verstärkt.

Den Streitkräften der arabischen Staaten mangelte es dagegen an Organisation, Ausbildung und insbesondere an Gefechtserfahrung. Sie waren in den 1930er Jahren von den Kolonialmächten Großbritannien (in Ägypten, Jordanien und im Irak) und Frankreich (in Syrien und im Libanon) etabliert worden, um diese bei der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung zu unterstützen. Aber für eigenständige, größere Militäroperationen waren sie weder ausgebildet noch mit den notwendigen Mitteln ausgestattet.

Israels Unabhängigkeitskrieg währte vom 15.

Mai 1948 bis Anfang 1949. Zwei von den UN vermittelte Waffenruhen (11. Juni bis 8. Juli und 18. Juli bis 15. Oktober 1948) unterteilen die Kampfhandlungen in drei Phasen.

In der ersten Phase vom 15. Mai bis zum 11. Juni 1948 galt es für Israel, die arabische Offensive an mehreren Fronten gleichzeitig aufzuhalten. Während die libanesischen Streitkräfte weitgehend passiv blieben, rückten syrische Truppen im Nordosten in Israel ein. Jordanische und irakische Verbände besetzten das Westjordanland, einschließlich großer Teile Jerusalems. Die ägyptischen Streitkräfte stießen über das Gebiet des heutigen Gazastreifens Richtung Tel Aviv vor und drangen weiter südlich via Be'er Scheva nach Hebron vor. Den israelischen Streitkräften gelang es, eine Verteidigungslinie im Süden zwischen Aschdod und Bet Guvrin zu etablieren und den ägyptischen Vorstoß rund 40 Kilometer vor Tel Aviv zum Halten zu bringen. Am 11. Juni endete die erste Phase des Krieges mit einer Waffenruhe. Israel hatte den kritischen Moment der Invasion überstanden.

Der jüdische Staat nutzte die Unterbrechung äußerst effektiv zur militärischen Reorganisation und Aufrüstung. Im Juni/Juli 1948 besaß seine Armee damit nicht nur die numerische Überlegenheit, sondern verfügte auch über mehr Waffen und Munition als die arabischen Streitkräfte. Die arabischen Staaten waren hingegen von jeglichem Nachschub abgeschnitten und wurden im Verlauf des Krieges stetig schwächer.

Am 9. Juli gingen die Kampfhandlungen in die zweite Runde. Militärisch erstarkt, ergriff Israel nun die Initiative und schlug in der sogenannten Zehn-Tage-Offensive die ägyptischen Streitkräfte im Süden sowie die syrischen und libanesischen Kräfte in Galiläa erfolgreich zurück. Es gelang den Israelis, einen Korridor von Tel Aviv nach Jerusalem zu erobern. Doch große Teile Jerusalems, einschließlich des jüdischen Viertels der Altstadt und der Klagemauer, verblieben in jordanischer Hand. Die israelischen Streitkräfte befanden sich nun an allen Fronten in der Offensive.

Am 15. Oktober brach Israel die Waffenruhe und eröffnete damit die dritte Runde des Krieges. Die israelischen Streitkräfte führten eine erfolgreiche Offensive gegen die ägyptischen Truppen in der Wüste Negev. An der nördlichen Front gelang es den israelischen Streitkräften Ende Oktober 1948, Galiläa zu erobern und gar in den Libanon vorzudringen.

Am 13. Januar 1949 willigten die geschlagenen arabischen Staaten schließlich in Waffenstillstandsverhandlungen mit Israel ein. Zwischen Februar und Juli unterzeichnete Israel bilaterale



Fest im Krieg: Mitte Oktober feierten diese israelischen Soldaten das Laubhüttenfest

Waffenstillstandsabkommen mit Ägypten, dem Libanon, Jordanien und Syrien. Der Irak weigert sich bis heute, ein Waffenstillstandsabkommen zu unterzeichnen. Ägypten blieb im Besitz des Gazastreifens. Jordanien behielt einen großen Teil des Westjordanlandes, einschließlich Ostjerusalems. Im April 1950 annektierte Jordanien das Gebiet. Israel vergrößerte sein Staatsgebiet durch die Eroberung von Gebieten, die der UN-Teilungsplan einem arabischen Staat zugesprochen hatte, um rund 6.500 Quadratkilometer.

Die arabische Allianz

Neben den Unzulänglichkeiten der einzelnen arabischen Streitkräfte wurde deren Schlagkraft in erster Linie durch den Mangel an Einheit gemindert. Gegenseitiges Misstrauen, Partikularinteressen und innerarabische Befindlichkeiten bestimmten ihr militärisches Verhalten.

Innerhalb der arabischen Allianz standen sich zwei Fraktionen gegenüber – zum einen der haschemitische Block mit Jordanien und dem Irak, und zum anderen Ägypten, Syrien und der Libanon. In Amman und Bagdad herrschten haschemitische Monarchen, die von Großbritannien dort eingesetzt worden waren: in Jordanien Abdullah I., im Irak der minderjährige Faisal II. unter der Regentschaft seines Onkels Abd ul-Ilah. Neben der dynastischen Verbindung – Faisal II. war Abdullahs Großneffe – waren beide Länder seit April 1947 durch einen Allianzvertrag verbunden. Der anti-haschemitische Block fühlte sich durch Abdullah bedroht, der die Etablierung eines „Großsyrischen Reiches“ unter seiner Herrschaft anstrebte. Dieses sollte

Anordnung mit Folgen

Am 9. März 1948 ordnete Israel Galili, der Stabschef der Hagana, an, dass alle Männer und Frauen unter 45 Jahren zur Waffe greifen müssen – außer den Talmudschülern. Nach dem Holocaust sollte diese Gemeinschaft verschont werden. Die Ausnahmeregelung blieb Jahrzehnte bestehen, gewann aber an Gewicht: 1948 ging es um 400 Mann, heute um Zehntausende. Aufgrund dieser Masse fordern Teile der israelischen Gesellschaft eine gleiche Verteilung der Lasten – ein Disput, der Anfang 2018 sogar zu einer Regierungskrise führte. 2014 hat Israel die schrittweise Einführung der Wehrpflicht auch für ultra-orthodoxe Männer beschlossen. Seitdem wird an dieser Regelung gearbeitet.

Jordanien, Syrien, den Libanon und den arabischen Teil Palästinas umfassen. Die Eroberung des Westjordanlandes sollte den ersten Schritt dazu markieren. Insbesondere Syrien und der Libanon hatten das verständliche Interesse, Abdullahs Pläne, die das Ende ihrer Souveränität bedeutet hätten, zu verhindern. Ein effektives militärisches Operieren war in dieser Konstellation schwer vorstellbar.

Der jüdisch-arabische Bürgerkrieg ab November 1947 und der anschließende israelische Unabhängigkeitskrieg schufen erhebliche Flüchtlingsbewegungen. Während und nach den Kampfhandlungen kam es in der gesamten arabischen Welt zu antijüdischen Pogromen. Dies verursachte die Flucht von hunderttausenden Juden nach Israel. Gleichzeitig flohen bis zu 600.000 Araber aus Israel; Anfang 1949 waren



Bild links: Von Anfang an waren auch Frauen in die Landesverteidigung eingebunden

Bild rechts: Neue Rekruten stehen für eine Inspektion stramm



Die Folgen

Der israelische Militärhistoriker Martin van Creveld bezeichnet den israelischen Unabhängigkeitskrieg als den totalsten Krieg, den Israel je ausfocht. Es handelt sich um die einzige militärische Auseinandersetzung, die Israels Existenz zumindest temporär gefährdete. Ferner war es nicht nur der längste, sondern auch der verlustreichste Krieg Israels, das etwa ein Prozent seiner Bevölkerung in den Kampfhandlungen verlor.

Doch Israel gelang es, sich zu behaupten. Mit dem Sieg im ersten arabisch-israelischen Krieg konsolidierte Israel seine staatliche Existenz mit einer eindrucksvollen militärischen Leistung. Zumal die territorialen Zugewinne die strategische Lage des jüdischen Staates erheblich verbesserten. Die Gebietsgewinne trugen dazu bei, Israel zu einem zusammenhängenden und verteidigungsfähigen Staatsgebiet zu machen. In den Grenzen des UN-Teilungsplans hätte es aus mehreren separaten Einheiten bestanden. Über 100.000 Juden hätten sich in Siedlungen außerhalb des jüdischen Staates wiedergefunden. Nach Ende der Feindseligkeiten befanden sich beinahe alle jüdischen Ortschaften innerhalb des israelischen Staatsgebietes.

nur etwa 150.000 zurückgeblieben. Die Hintergründe sind komplex und vor allem politisch aufgeladen, weil das „Rückkehrrecht“ der Geflohenen oder Vertriebenen bis heute eine zentrale Forderung der Palästinenser ist.

Israels Unabhängigkeitskrieg war der erste einer Reihe von arabisch-israelischen Staatskriegen und unzähliger militärischer Konfrontationen mit arabischen Terror- und Guerillaorganisationen. Nur mit zwei der einstigen Gegner von 1948 hat Jerusalem bislang Frieden schließen können: Ägypten und Jordanien. Bis heute muss Israel in einer feindlichen Umwelt bestehen. |



Marcel Serr ist Politikwissenschaftler und Historiker. Von 2012 bis März 2017 lebte und arbeitete er in Jerusalem – unter anderem als

wissenschaftlicher Assistent am Deutschen Evangelischen Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Jerusalem. Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der israelischen Sicherheits- und Verteidigungspolitik sowie der Militärgeschichte des Nahen Ostens.

KOMMENTAR

Gaza, Grenze und Granaten

Ausgerechnet zum Pessachfest begann in Israel der erste Aufmarsch an der Grenze zum Gazastreifen. Er war langfristig angelegt. Weit mehr als 20.000 Palästinenser sollen es gewesen sein, an der Spitze Steinewerfer, Bewaffnete mit Äxten und Stangen, Hamas-Kämpfer. Es sei anfangs nur eine private Idee einiger Aktivisten im Gazastreifen gewesen, heißt es: der „Marsch der Rückkehr“. Doch sehr schnell hatte die in Gaza regierende Hamas die Führung und den Kampf übernommen. Feuerdrachen stiegen auf, um israelische Getreidefelder zu verbrennen. Schon im Vorfeld sollte Israel der 70. Jahrestag der Staatsgründung verheerend verhagelt werden. Große Reifenstapel brennen und senden dunkle Rauchschwaden Richtung Israel. Vermummte versuchen, im Nebel dieser giftigen Wolken die Grenze zu stürmen. Doch Israels Sicherheitskräfte haben sich vorbereitet. Militär und Spezialtruppen schützen Land und Volk. Denn das ist die vordringlichste Aufgabe eines Staates: Schutz der Bevölkerung.

Medien spielen mit

Schön sind sie nicht, die Bilder, die seit Wochen weltweit durch die Medien eilen. Aus Paris, Brüssel und Berlin tönt es anklagend gegen Israel, die Verhältnismäßigkeit zu wahren. Meinungsmacher reklamieren ein Recht auf Protest. Mit markigen Worten wird das Elend im Gazastreifen beschrieben, die Not der Palästinenser geschildert. Wieder einmal spielt die Welt mit. Berichte und Bilder, die Israel anklagen. Der Grundtenor: Wie kann Israel so hart reagieren? In der „Süddeutschen Zeitung“ (SZ) tauchte eine Karikatur auf, die den israelischen Ministerpräsidenten im „Stürmerstil“ zeigte. Schlimmer geht es nimmer! Was soll die israelische Regierung machen? Verhältnismäßigkeit beachten? Soll die Armee in gleicher Weise tausende Autoreifen abfackeln und die Luft verpesten? Soll es im Süden Israels schulfrei geben, damit Kinder und Jugendliche in Scharen ins Kampfgebiet eilen? Israel muss seine Grenze schützen, auch um den schmerzlichen Preis von mehr als hundertzwanzig Toten, die nur so am Durchbruch gehindert werden konnten. Denn das muss aller Welt doch klar sein: Wenn auch nur zehn arabische Angreifer durchbrechen, werden die nicht mit Blumen ins nächste jüdische Dorf eilen oder dort Schokolade verschenken.

Welt muss handeln

Einer der Gründer dieses Marsches, Issam Hammad, hatte das Ziel so beschrieben: „Wir werden den Befehl geben, und alle werden gleichzeitig losgehen. 70 Jahre lang hat Israel uns in einem Dampfdruckkessel festgehalten. Jetzt ist das Spiel endgültig vorbei. Entweder lässt Israel uns heimkehren oder der dritte Weltkrieg beginnt.“ Die Welt sollte sich auf diesen Krieg nicht einlassen, auch nicht auf den Krieg der Bilder! Denn wieder muss gefragt werden: Wer schickt Kinder mit Steinen gegen Soldaten? Wer bringt Babys in die Nähe der Grenze und setzt sie den Giftschwaden brennender Ölfässer und Reifen aus? Wer putscht Jugendliche auf? Wie wird die Saat des Hasses finanziert? Die europäische Finanzierung der Hamas-Herrschaft in Gaza gehört auf den Prüfstand! Ebenso muss gefragt werden: Wohin fließen die Gelder von UNESCO, der UNO-Kulturabteilung, und der UNRWA, der UN-Hilfsorganisation, die seit 1949 allein für die Versorgung der Palästinenser zuständig ist?

Seit dem Abzug Israels aus Gaza im Sommer 2005 sind 13 Jahre vergangen. Jahre, in denen der Gazastreifen nichts gewonnen, jedoch viel verloren hat. Den Palästinensern muss die Welt diese Botschaft senden: Verzehrt eure Kräfte nicht länger im Terror gegen Israel! Schaut nach vorn, nicht zurück! Organisiert euer Leben, schafft eine friedliche Zukunft für eure Kinder! Schafft das ganze Kriegsmaterial, die Raketen und Mörser, ins Museum. Zeigt der jungen Generation, wie Jahrzehnte im Terror vergeudet wurden. Schaut auf Singapur, jenes Musterland im Fernen Osten, und baut ein „Singapur“ im Nahen Osten. Dieser Ministaat, übrigens mit der doppelten Bevölkerungsdichte von Gaza, ist ein wirtschaftlicher Riese. Dann kann der Gazastreifen blühen. |



Schauen wir nach Gaza. Wieder einmal. Die Bilder schockieren. Genau das war die Idee. Was Ende März mit dem ersten Sturm auf Israels Grenze zum Gazastreifen begann, sollte Bilder bringen, die Israel ins Unrecht setzen. Schüsse, Schwerverletzte und Tote. Tausende - vor allem Jugendliche - auf der einen Seite, hochgerüstetes Militär auf der anderen Seite.

Egmond Prill



Zum ersten Mal hat der Hamas-Chef in Gaza, Jahja Sinwar (l.), mit ausländischen Journalisten gesprochen

HAMAS-FÜHRUNG

„Grenze zu Gaza ist keine Heilige Kuh“

Seit Ende März ruft die Hamas-Führung die Bewohner des Gazastreifens zum „Marsch der Rückkehr“ auf. Am 10. Mai stellte sich Hamas-Führer Sinwar einem Gespräch mit Journalisten.
mh

Es ist das erste Pressegespräch, das Jahja Sinwar, seit Februar 2017 Chef der islamistischen „Widerstandsbewegung“ Hamas in Gaza, gibt. Etwa vierzig Journalisten aus aller Welt sind der Einladung zum Gespräch mit dem Hamas-Chef gefolgt. Bisherige Anfragen internationaler Medien wurden abgelehnt. Dass er sich nun doch den Journalisten stellt, erklärt Sinwar so: „Wir leben in einer entscheidenden Zeit. Und Sie als Pressevertreter können der Welt mitteilen, wie es in Gaza aussieht.“

Dass die Journalisten erst zwei Stunden nach dem vereinbarten Termin in sein Büro gekommen sind, scheint Sinwar nicht aus der Ruhe zu bringen. Schwer bewaffnete Sicherheitsleute sichern das Gebäude und das umliegende Gelände ab. Die Journalisten bekommen zwei Minuten, um Fotos zu schießen. Danach werden ihnen alle elektronischen Geräte abgenommen. „Ich persönlich mag keine Kameras, auch deswegen lade ich euch zu einem Gespräch ohne Fotoapparate, Kameras, Handys und Aufnahmegeräte ein“, sagt Sinwar. „Vielleicht seid ihr auf diese Weise auch besser in der Lage, die Situation in Gaza einzuordnen und von

hier zu berichten.“ Möglicherweise ist es auch diese Scheu vor Fotoapparaten, die Sinwar in der Weltöffentlichkeit zu einem fast Unbekannten macht. Selbst in Israel kennen viele seinen Namen nicht. Von israelischen Analysten wird er oft als militanter Hardliner bezeichnet.

Seine Gäste begrüßt Sinwar im Empfangsraum bei bereitgestelltem arabischem Kaffee und Gebäck freundlich-distanziert auf Arabisch. In Sinwars Wesen liegt etwas Unbeugsames und Bestimmtes. Neben den Journalisten sind etwa 25 Hamas-Mitarbeiter und Aktivisten anwesend. Sinwar sitzt mit seinem Dolmetscher und einem weiteren Mitarbeiter hinter einem großen Schreibtisch. Über ihm ist ein riesiges Hochglanzfoto von Jerusalem zu sehen, das einen Blick vom Ölberg auf die Al-Aqsa-Moschee, den Felsendom sowie auf die Altstadt zeigt. Die neuen Gebäude der Jerusalemer Weststadt belegen die Aktualität des Fotos. An den Seiten sind zwei palästinensische Flaggen aufgestellt sowie große runde Embleme, die das Symbol der Hamas abbilden. An den Wänden hängen auf großen beleuchteten Glasflä-

chen gedruckte Bilder des Hamas-Gründers Ahmad Jassin sowie des islamistischen Predigers Izz ad-Din al-Qassam, nach welchem der militärische Flügel der Hamas benannt ist.

Sinwars Dolmetscher übersetzt das Gespräch ins Englische: „Wir schätzen die wichtige Arbeit, die Sie tun. Im Nahen Osten werden Sie auch die vierte Autorität genannt.“ Sinwar spricht von seiner Enttäuschung darüber, dass so viele Journalisten „auf israelischer Seite“ stünden. „Wir wollen friedliche Märsche, doch viele Medien haben das israelische Narrativ übernommen. Wir fordern gar nicht, dass Sie auf unserer Seite stehen, aber wir wollen von Ihnen neutrale Berichte.“ Sinwar beschreibt die Lage im Gazastreifen: Die Jugend habe keine Hoffnung mehr. „Unsere Situation ist ungerecht und wir sind permanent unterdrückt. Doch wir, die Menschen von Gaza, sind stark und widerstandsfähig.“

Künftige Ereignisse wegweisend

Neben der allgemeinen Lage in Gaza wolle Sinwar mit den Journalisten auch über die Ereignisse der kommenden Tage reden. Seit Ende März findet allwöchentlich der „Marsch der Rückkehr“ an der Grenze von Gaza zu Israel statt. Für den 14. und 15. Mai waren weitere Märsche angekündigt. Auf den 14. Mai war die Botschaftsverlegung der USA von Tel Aviv nach Jerusalem terminiert, am 15. Mai begingen die Palästinenser den 70. Gedenktag an die „Nakba“, die „große Katastrophe“, wie sie die Staatsgründung Israels bezeichnen. Sinwar macht deutlich: „Niemand, weder ich noch einer der anderen politischen Führer, kann absehen, was am 14. und 15. Mai passieren wird.“ Doch die Art der Ereignisse zu Beginn der kommenden Woche werde für die Zukunft der Region ausschlaggebend sein. „Die Protestmärsche können wir nicht stoppen. Wir unterstützen sie, vielleicht führen wir sie sogar an.“

Sinwar wiederholt sich öfter, betont mehrfach, dass die Palästinenser ein unterdrücktes Volk seien. Die kommenden Proteste seien daher mit der Situation eines „eingesperrten Tigers“ zu vergleichen, „der wild in alle Richtungen rennt“. Niemand wisse, in welche Richtung er gehen und wie er sich verhalten werde. Die Besatzung der „Zionisten“ sei ein großes Übel und müsse durchbrochen werden. Den Nachbarstaat Ägypten, der die Grenzübergänge ebenso wie Israel kontrolliert, erwähnt er mit keinem Wort.

Zwei Drittel der Bewohner des Gazastreifens sind Nachkommen von Arabern, die 1948 in der Zeit um die Staatsgründung Israels aus dem britischen Mandatsgebiet Palästina geflohen sind. Diese ruft die Hamas nun auf, zurück in ihre Häuser zu gehen. Der Zaun zu Gaza sei keine Grenze, denn der „zionistische Feind hat seine Grenzen noch nie festgelegt“. Deshalb „ist die Grenze auch kein Tabu und keine Heilige Kuh. Wo liegt eigentlich das Problem, wenn Zehntausende oder auch Hunderttausende Palästinenser diesen Zaun nach Israel stürmen würden?“

Sinwars Rede ist gut vorbereitet. Er sagt Sätze wie: „Der Gazastreifen ist eine tickende Zeitbombe, die jederzeit losgehen kann“ und „Wir ziehen vor, auf ruhige Weise um unsere Rechte zu kämpfen, doch wenn man uns dazu zwingt, werden wir auch andere Mittel anwenden“. Er vergleicht die Beziehung der Menschen in Gaza zu den Israelis mit der eines israelischen Sicherheitshäftlings: „Wir haben uns erhoben, um an die Gefängniswand zu schlagen und zu verdeutlichen, dass wir nicht akzeptieren, langsam dahinzusiechen. Wir wollen uns für bessere Lebensbedingungen einsetzen.“

Wenn Sinwar diesen Vergleich benutzt, weiß er, wovon er spricht, denn er selbst war mehr als 25 Jahre in israelischen Gefängnissen wegen Entführungen und Mord an israelischen Soldaten inhaftiert. Bei einem Gefangenenaustausch 2011 mit Israel kam er frei. Nun spricht er mehrfach aus: „Israelische Sicherheitshäftlinge haben keine Rechte. Wir mussten damals in den Hungerstreik treten, um einfache Dinge zugestanden zu bekommen, wie beispielsweise einen Stift oder ein Notizbuch.“ Trotzdem sei das Leben in den israelischen Gefängnissen teilweise leichter erträglich gewesen als das der Bewohner von Gaza. Sinwar ist überzeugt: „Die einzigen Gespräche zwischen Palästinensern und Israelis finden zur Zeit in den Gefängnissen statt.“

„Unsere Proteste stellen keine Bedrohung dar“

Auch bei den Fragen der Journalisten bleibt Sinwar ruhig. Etwa, als ein amerikanischer Journalist nach dem Verbleib der vielen Hilfgelder fragt und warum diese nicht in den Häuserbau der Zivilbevölkerung gesteckt würden, sondern vielmehr in Raketen und Tunnel. Sinwar lächelt kaum merklich. Er ist bestimmt, als er antwortet: „Als Journalist müssen Sie natürlich so fragen, doch aus Ihrer Frage verstehe ich, dass Sie parteiisch sind. Ich versichere Ihnen aber, dass nicht ein einziger Dollar, der für humanitäre Zwecke gespendet wurde, in die militärischen Ausgaben der Hamas ging.“

Die Verantwortung für den Ausgang der aktuellen Protestmärsche sieht Sinwar bei den Israelis: „Viel wird an der Reaktion der Besatzer liegen, denn unsere Leute am Zaun stellen für niemanden eine Bedrohung dar.“ Er spricht von durchgehend friedlichen Demonstranten: „Viele der Demonstranten gehören militärischen Einheiten an und wissen Waffen zu gebrauchen. Doch sie entschieden sich, sie niederzulegen, um friedlich zu protestieren.“ Gleichzeitig sagt er selbstbewusst, dass die Hamas-Führer bereit seien, gemeinsam mit den Demonstranten ihr Leben zu lassen.

Kein Wort sagt er zu brennenden Autoreifen an der Grenze, fliegenden Feuerdrachen nach Israel oder auf Soldaten gerichtete Steinschleudern. Die Israelis haben mehrfach deutlich gemacht: Die Armee wird Israels Grenze verteidigen – wer versucht, den Zaun zu überqueren oder zu beschädigen, muss mit Geschossen rechnen, nach ignorierten Warnungen auch mit harter Munition. Nach mehr als zwei Stunden bleibt für Nachfragen keine Zeit mehr. Die meisten Journalisten fahren zurück nach Israel. Auf dem Weg zum Grenzübergang werden sie auf Schritt und Tritt von Hamas-Leuten begleitet. Sinwars Worte klingen schal nach: „Unsere Ziele wollen wir mit friedlichen Mitteln erreichen“. Seiner Aussage nach sollten die geplanten Märsche weniger blutig werden und ohne „dass es zu einer großen Zahl von Märtyrern und Verwundeten kommt“. Von Ende März bis Ende Mai wurden mehr als 120 Palästinenser bei dem Versuch, nach Israel einzudringen, erschossen, 62 davon allein am Tag der Botschaftsverlegung. Es gab Tausende Verletzte.

Sinwar hatte gesagt: „Wir sind Freiheitskämpfer, keine Terroristen“. Doch Tatsache ist, dass jeder tote Palästinenser, der der Weltpresse präsentiert werden kann, für die Hamas einen Sieg darstellt. Denn im Gegensatz zu dem jetzigen Hamas-Chef in Gaza sind die Angehörigen der toten Demonstranten alles andere als kamerascheu. |

„Es gab solche und solche Deutsche“

Ruth Goldberg ist eine Pionierin. Mit 18 Jahren wanderte die heute 87 Jahre alte Jerusalemerin nach Israel ein und half mit, das Land aufzubauen. Den Holocaust überlebte sie, weil Deutsche ihre Familie versteckten.

Dana Nowak

Wenn man als Angehörige einer Minderheit in Deutschland aufgewachsen ist, dann war die erste Zeit in Israel fast therapeutisch: Man war umgeben von Juden, man hatte sein eigenes Land, es gab Demokratie, Freiheit, keine



Ruth als 15-Jährige kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges

Verfolgung mehr. Diese Gefühle waren überwältigend“, erinnert sich Ruth Goldberg an ihre ersten Jahre im neu gegründeten Staat Israel. Dass die gebürtige Deutsche 1949 nach Israel einwandern konnte, gleicht einem Wunder.

Irene Ruth Goldberg kam im August 1930 als Tochter einer jüdischen Mutter und eines nichtjüdischen Vaters in Berlin zur Welt. Sie, ihre Schwester, ihre Mutter und ihr jüdischer Stiefvater überlebten den Holocaust, weil sie von Deutschen versteckt wurden. Ein Herzklappenfehler führte dazu, dass Ruth als kleines Mädchen in den Kurort Bad Flinsberg geschickt wurde, das heutige Świeradów-Zdrój im südwestlichen Polen. Begleitet wurde Ruth dabei von ihrer Mutter. „Sie hat sich mit einer Bäuerin angefreundet. Die lebte außerhalb des Kurortes“, erzählt Ruth. Mittlerweile sei in der Bevölkerung darüber gesprochen worden, dass die Juden weggeführt würden, doch man wisse nicht, wohin.

Die neue Freundin, Erna Hirt, bot den Goldbergs Hilfe an. Unweit des Bauernhofes befand sich die kleine Wohnung ihrer Tochter, die damals in Görlitz als Krankenschwester arbeitete. Dort konnten sich Ruths Eltern verstecken. Allerdings war die Wohnung in einem Haus, das dem Ortsgruppenleiter Schieberle gehörte, einem aktiven Nazi. In den Jahren 1942 bis 1945 durf-

ten Ruths Eltern die Wohnung nicht verlassen. Sie selbst wurde als Flüchtling aus Berlin ausgegeben, der im Rahmen der sogenannten Kinderlandverschickung aufgrund der Bombenangriffe evakuiert wurde. So lebte das Mädchen bei Frau Hirt und half auf dem Bauernhof. „Wir hatten Hühner, Kühe, Schweine, Kartoffeln, Weißkohl und Tomaten. Es gab gut zu essen und wir mussten nicht hungern.“ Einmal habe der Vermieter nachgefragt: „Irene, wie kommt es, dass du nicht im Bund Deutscher Mädchen bist?“ Da habe sie ihm erklärt, dass sie aufgrund eines Herzfehlers ein Attest habe und von physischen Tätigkeiten freigestellt sei.

Ein Versteck im Schrank

An eine Situation kann sich Ruth besonders gut erinnern: Vor dem Winter habe der Vermieter in der Wohnung immer Doppelfenster zum Schutz vor der Kälte eingesetzt. „Ich hatte die Wohnungstür nicht abgeschlossen und Herr Schieberle trat ohne zu klopfen ein.“ Für solche Fälle hatte die Familie vereinbart, dass sich die Mutter im Kleiderschrank und der Vater unter dem Bett versteckt. „Schieberle kam recht schnell von der Küche ins Schlafzimmer. Die Hand meines Vater war noch vor dem Bett zu sehen. Wenn er sich bewegt hätte, hätte Schieberle das wahrscheinlich bemerkt. Aber er hat nicht auf den Boden geschaut, wohl wegen der Fenster in den Händen. Mit dem Fuß hat er die Hand weggeschoben. Er dachte vielleicht, es sei eine Pantoffel. Wenn er das bemerkt hätte“, sagt Ruth und schüttelt den Kopf, „dann wäre ich heute nicht hier.“

Ruths Schwester war auf einer Apfelplantage etwa 20 Kilometer von Bad Flinsberg untergebracht. „Wir müssen wirklich dankbar sein. Wenn nicht einige Deutsche ihr Leben riskiert hätten, wären wir nicht am Leben.“

Als am 8. Mai 1945 das Ende des Krieges bekannt wurde, konnten Ruth und ihre Familie kaum glauben, „dass wir am Leben geblieben waren“. Eines Morgens habe es geklopft, und zwei Russen hätten vor der Tür gestanden. „Juden, wir sind Juden“, habe sie mit ihrer Schwester gerufen, erzählt Ruth. Die Soldaten seien zu Schieberles Haus gegangen und hätten diesen erschossen. „Sie haben wohl eine Liste von den Nazis gehabt“, sagt Ruth.

Nach Kriegsende lebte die Familie in Braunschweig. Ruth ging zur Schule und machte ihr Abitur. Die Mutter arbeitete in Hannover, die Schwester machte dort eine Ausbildung zur Zahntechnikerin. Sie hatte einen jüdisch-polnischen Kollegen. Bis auf einen Bruder war dessen ganze Familie ermordet worden. „Meine Schwester meinte, er ist so ein netter Junge und möchte mal bei einer Familie sein. So hat sie ihn zu meinem 18. Geburtstag mitgebracht“, erinnert sich Ruth und fügt lächelnd hinzu: „Irgendwie habe ich ihm gefallen.“ 1949 wanderten die Goldbergs schließlich nach Israel ein. Der junge Mann emigrierte später ebenfalls.

„Nach sieben Jahren hat er mich in Israel aufgesucht und wir haben geheiratet.“

Eine neue Heimat

Eigentlich wäre Ruth lieber in Deutschland geblieben. Ihr biologischer, nichtjüdischer Vater und eine Freundin der Mutter hatten angeregt, das Mädchen in Deutschland zu lassen, damit es Medizin studieren könne. „Aber meine Mutter hat dies nicht erlaubt. ‚Wir haben überlebt und ich werde meine zwei Kinder nicht hier lassen‘, hat sie gesagt.“ „Ich glaube, in Deutschland hätte ich beruflich mehr Chancen gehabt. Ich habe mich immer nach gebildeter Gesellschaft gesehnt. Mein Mann war kein Akademiker. Er hatte nie die Gelegenheit, zu studieren. Er ist im Ghetto in Lodz aufgewachsen.“



Kommt auch mit über 80 Jahren noch gerne zu Besuch nach Deutschland: die Holocaust-Überlebende Ruth Goldberg

Nach ihrer Ankunft mit einem Schiff in Haifa kamen Ruth, ihre Schwester, die Mutter und ihr Stiefvater zunächst in einer Zeltstadt unter. Hier warteten sie, bis sie eingeteilt wurden. „Die Einwanderung wurde nach Sprache und Abstammung organisiert. Meine Eltern wurden für den Kibbutz Kfar Sold im oberen Galiläa vorgeschlagen. Die Hälfte der Juden dort waren Jecken“, erinnert sich Ruth, die ihre Vornamen in Israel tauschte und sich nicht mehr Irene nannte.

Sie selbst ging in einen Moschav in der Jesreel-Ebene, in dem landwirtschaftliche Produkte angebaut wurden. „Es wurde nur Hebräisch gesprochen. Ich habe kein Wort verstanden“, erzählt Ruth. Die damals 18-Jährige wurde dort mit der Betreuung einer Seniorin beauftragt. Deren Familie stammte aus Osteuropa und feierte das Pessachfest. Für Ruth war dies eine ganz neue Erfahrung: „Ich hatte keine Ahnung vom Judentum. Wir waren in Deutschland total assimiliert. Und diese Familie feierte Pessach – es wurden nur Matzen (getrocknete, ungesäuerte Brotfladen) gegessen. Ich dachte, das halte ich nicht aus – ich habe mich so nach Brot gesehnt und war froh, als das Fest vorbei war.“

Nach einigen Monaten verließ Ruth den Moschav und zog zurück zu ihren Eltern. Das Kibbutzleben und die Idee, ein Land

aufzubauen, begeisterten die junge Frau. „Es waren sehr gebildete Menschen da – Lehrer und Musiker. Sie haben auf dem Land gearbeitet, gepflanzt und geerntet. Alles war gerecht. Jeder wurde für eine Zeit zu einem Dienst eingeteilt und musste im Speisesaal bedienen oder die Toiletten putzen.“ Das Kibbutzleben war für Ruth damals das Traumbild der israelischen Gesellschaft: „Das waren Idealisten mit hohen humanistischen Werten.“

Doch so sehr ihr dieses Leben gefiel, irgendwann wollte Ruth mehr von ihrer neuen Heimat sehen. Sie zog nach Tel Aviv, verdiente sich ihren Unterhalt zunächst durch Putzen, später betreute sie Kinder. Abends besuchte sie die Schule und lernte Hebräisch. „Ich habe den Tanach (die hebräische Bibel) studiert und war begeistert von den Geschichten und den Propheten.“ Wie alle jungen Frauen wurde auch Ruth zum Militärdienst eingezogen. Danach wurde sie Krankenschwester. Von der Atmosphäre im Land war sie begeistert: „Die kann man nicht beschreiben. Es gibt keine Parallelen, keinen Vergleich zu heute. Es war eine große Gemeinschaft. Jeder hat sich als jüdischer Bürger identifiziert. Wir hatten das Gefühl, dass wir alle zusammengehören. Und wir waren stolz“, erinnert sich Ruth, die heute in Jerusalem lebt.

Kaltes Amerika

Obwohl sie Israel liebte, ist Ruth 1956 nach Amerika ausgewandert. Es sei der Wunsch ihres Mannes gewesen, erzählt sie. „Er hatte Angst, er würde nicht fähig sein, eine Familie zu gründen und zu ernähren. Es waren wirtschaftlich schwere Zeiten.“ Den Gegensatz zum Leben im damaligen Israel beschreibt Ruth als krass: Im jüdischen Staat sei das Leben von Gemeinschaft und Zusammenhalt geprägt gewesen. „Dann kam man in das kalte Amerika: kapitalistisch, materialistisch – ganz das Gegenteil zu dem, was man im Kibbutz erfahren hat. Geärgert hat mich auch die Werbung: Beethovenmusik im Fernsehen zu Werbung für Wiener Würstchen, das war alles so geschmacklos.“

In Houston in Texas bauten sich die Goldbergs ein neues Zuhause auf. Sie arbeitete als Krankenschwester. Er kaufte preiswert Kleider im Großhandel ein und verkaufte diese in ärmlichen Gegenden. „Anfangs habe ich das nicht geschätzt“, gesteht Ruth ein. „Aber er war wirklich zu bewundern. Er hat damit eine ganze Familie ernährt.“ Die drei säkular erzogenen Kinder der Goldbergs wurden in Texas geboren. Zwei von ihnen fanden durch die orthodoxe Chabad-Bewegung zu ihren religiösen Wurzeln. Sie wanderten schließlich nach Israel aus. 1997 folgten die Eltern. „Was sollten wir noch dort? Wir gingen zurück nach Israel.“

Kein Hass auf Deutsche

Ruths Mutter kehrte 1977 nach Berlin zurück. „Ihre Freunde waren ein oder zwei Generationen jünger. Unter Gleichaltrigen fühlte sie sich nicht wohl, weil sie dann den Verdacht hatte, es könnten Nazis gewesen sein.“ Ihren verstorbenen Mann bewundert Ruth dafür, dass er nie ein Gefühl des Hasses auf Deutsche verspürt habe. „Er hatte doch seine ganze Familie verloren und im Vergleich zu mir so viel Traumatisches durchgemacht.“ Ruth selbst hat ebenfalls gute Freunde in Deutschland und kommt noch heute regelmäßig zu Besuch. Sie resümiert: „Es gab eben solche und solche Deutschen.“ |

Israel im Sog des Syrienkonfliktes

Eine russisch-iranisch-islamische Achse in Syrien sorgt für Verheerung, Zerstörung, Tod, Flüchtlingsströme und Elend. Sie macht Politiker und Betrachter weltweit rat- und sprachlos. Doch im Lichte der 2.800 Jahre alten Prophetien Hesekiels entpuppen sich die chaotisch scheinenden Vorgänge als Teil einer größeren Geschichte. Folgen die Ereignisse einem höheren Plan?

Josias Terschüren



Russische Soldaten im Dezember 2016 im syrischen Aleppo

Im Israelnetz Magazin 2/2018 hatte ich über die biblischen Verheißungen rund um die Entstehung des Staates Israel geschrieben und angedeutet, dass es nach den Feierlichkeiten zu seinem Geburtstag an der Zeit sein würde, „unser Auge von der Vergangenheit auf die Zukunft zu richten und in den biblischen Propheten nachzuforschen, was diese über die noch bevorstehenden Dinge und Konflikte gesagt haben: Syrien, Gaza, Hamas, Hisbollah und Iran“.

Wie hochaktuell diese biblischen Prophetien sind, erwies sich beispielsweise am 9. Mai, als der Iran zum ersten Mal überhaupt in der Moderne Israel direkt angriff, indem er von Syrien aus 20 Raketen auf Israel abschoss. Israel reagierte mit voller Härte, machte seine roten Linien geltend und beinahe die gesamte iranische militärische Infrastruktur in Syrien dem Erdboden gleich.

Von der Staatsgründung zur Apokalypse

Die Prophetie aus Hesekiel 37,1–14 deutet an, dass die Juden nach dem Holocaust als Volk wieder ins Land ihrer Vorfäter zurückkehren würden. Danach fährt der Prophet Hesekiel in den Kapiteln 38 und 39 mit der Beschreibung eines apokalyptischen Krieges fort, der in Judentum und Christentum als Auftakt für das Kommen des Messias verstanden wird, des sogenannten Krieges von Gog und Magog. Dieser Krieg wird laut Hesekiel auf den durch Israel wiederbewohnten Bergen Israels stattfinden, ein Hinweis auf das umstrittene Gebiet von Judäa und Samaria. Viele Bibelausleger

sind der Meinung, dass dieser Krieg der Zielpunkt ist, auf den die heutigen Entwicklungen im Nahen Osten aktuell zusteuern.

Vorab-Beschreibung eines Krieges

In seiner Vision des Krieges von Gog und Magog nennt Hesekiel präzise Informationen, die uns helfen, ein gutes Empfinden für die von ihm beschriebene Lage zu gewinnen: Wer wen angreift, wann und zu welchem Zweck, wie das Ganze ausgeht und was Gottes Ziel damit ist. Hier ist ein Ausschnitt aus Hesekiels Prophetie:

„So spricht GOTT, der Herr: Siehe, ich komme über dich, Gog, du Fürst von Rosch, Mesech und Tubal! Und ich will dich herumlenken und will dir Haken in deine Kinnbacken legen; ich will dich und deine ganze Kriegsmacht herausführen, Rosse und Reiter, alle prächtig gekleidet, eine große Menge, die alle Ganzschilde, Kleinschilde und Schwerter tragen: Perser, Kuschiten und Put mit ihnen, alle mit Kleinschild und Helm, Gomer samt allen seinen Truppen, das Haus Togarma vom äußersten Norden, auch mit allen seinen Truppen, viele Völker mit dir. So mache dich nun bereit und rüste dich mit all deiner Menge, die sich bei dir versammelt hat, und sei du ihr Aufseher! Nach vielen Tagen sollst du aufgeboden werden; zur letzten Zeit wirst du in das Land kommen, das dem Schwert entkommen und aus vielen Völkern wieder gesammelt worden ist, auf die Berge Israels, die die ganze Zeit verödet waren; es wurde aber aus den Völkern herausgeführt, und

sie wohnen nun alle in Sicherheit. Du aber wirst heraufziehen ...“ (Hesekiel 38,3–9).

Wer sind die Feinde? Hesekiel beschreibt eine Koalition verschiedener Völker, die gegen Israel heraufziehen und kämpfen werden. Der Titel ihres Anführers lautet „Gog“ – das ist kein Eigenname, sondern ein Titel, ähnlich wie Pharaos, Zar oder König. Gog stammt laut der Bibel aus Magog und wird uns noch dazu als Fürst über Rosch, Mesech und Tubal vorgestellt – und hier fangen dann auch schon die Verständnisprobleme des modernen Lesers an, denn diese Ortsnamen helfen nicht sonderlich weiter, die durch sie beschriebenen Nationen zu identifizieren. Der Autor Joel C. Rosenberg hat in seinem Buch „Epicenter“ in akribischer Detektivarbeit historische Quellen und Hinweise zu den beschriebenen Nationen und Orten gesammelt und ausgewertet, mit dem Ziel, die modernen Nationen ausfindig zu machen, über die Hesekiel prophezeit hat. Ohne die historische Herleitung im Einzelnen hier wiederzugeben, steht „Magog“ für das Gebiet nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres, das heißt für das heutige Russland und die ehemaligen Sowjetrepubliken. Der nächste Partner in der Koalition ist „Persien“, das relativ leicht mit dem heutigen Iran identifiziert werden kann. Es wird also laut Hesekiel eine russisch-iranische Achse geben, die gegen Israel kämpfen wird. Der nächste Angreifer sind die „Kuschiten“ – Kusch beschreibt in der Bibel das Gebiet der oberen Nilregion und entspricht in etwa dem heutigen Sudan, gegebenenfalls noch Teilen Äthiopiens und Eritreas. „Put“ steht für das Gebiet Libyens und Algeriens. „Gomer“ siedelte auf dem Gebiet der heutigen Türkei, während „Haus Togarma“ die turksprachigen Völker bezeichnet, die sich von der Türkei aus im Kaukasus und in Zentralasien ansiedelten. Ein modernes Pendant aufzuzeigen fällt nicht leicht, aber die Region besteht durchweg aus muslimischen Nationen mit enger Anbindung sowohl an Russland als auch den Iran.

Diese russisch-iranisch-islamische Koalition wird Israel laut Hesekiel vom Norden her angreifen. Der moderne Syrienkrieg hat dafür gesorgt, dass dieser Mischmasch von Kämpfern verschiedener Völker anfangen konnte, sich im Norden Israels zu sammeln. Eine russisch-iranische Achse ist ebenfalls erstmalig im Syrienkrieg entstanden.

Wer fehlt? Es ist auffällig, dass in der Beschreibung Hesekiels die historischen Feinde Israels der ersten 70 Jahre gar nicht auftauchen! Die Kriege in Israels ersten Jahren wurden allesamt gegen Ägypten, Syrien und Jordanien (und den Irak) geführt, doch keine dieser Nationen wird von Hesekiel im Zusammenhang mit dem Gog- und Magog-Krieg benannt. Der „Arabische Frühling“ hat alle drei Nationen extrem destabilisiert, keine der Nationen ist momentan fähig oder willens, gegen Israel zu kämpfen. Die Umwälzungen des „Arabischen Frühlings“ sind erste Wegbereiter für den von Hesekiel geweissagten Konflikt. Syrien ist längst ein gescheiterter Staat – es gibt keinen Souverän über Syrien mehr und die biblischen Propheten geben uns Anlass dazu, davon auszugehen, dass die Zerstörung Syriens noch fortschreiten wird – Jesaja 17 sagt die völlige Zerstörung von Damaskus voraus. Dabei ist Damaskus die am längsten kontinuierlich bewohnte und unzerstörte Stadt des Nahen Ostens.

Die Zerstörung der Stadt, die mit dem Syrienkrieg begonnen hat, tritt laut Jesaja eine Bewegung los, ein „Wehe“, „ein Tosen vieler und mächtiger Völker“ – wir sind Zeitzeugen dafür, wie die Ereignisse in Syrien und die damit verbundenen Flüchtlings-

und Migrantenströme Europa arg zusetzen und erschüttern. Die Zerstörung von Damaskus ist ein weiterer vorbereitender Schritt hin zum Gog- und Magog-Krieg. Doch bevor dieser kommt, muss ganz Israel „in Sicherheit wohnen“. Das heißt, es muss noch etwas mit zwei weiteren modernen Feinden Israels geschehen, damit die Bühne frei wird: Die Rede ist von der Hamas im Gazastreifen und der Hisbollah im Libanon!

Der Prophet Joel spricht im vierten Kapitel in den Versen 4–9 von der Zerschlagung des Libanon („Tyrus und Sidon“) und des Gazastreifens („sämtliche Bezirke der Philister“). Interessant ist: Der Begriff „Palästinenser“ stammt im Hebräischen, Lateinischen und Griechischen von dem Wort für Philister ab. Auch Sacharja 9,5–7 und Zephania 2,4–7 sprechen von der Zerstörung des Gazastreifens, an der Israel kein Teil zu haben scheint. Wenn die Zerstörung von Damaskus, der Hisbollah im Libanon und der Hamas im Gazastreifen abgeschlossen sein wird, käme wirklich Sicherheit für alle in Israel hervor. Genau in diesem Rahmen setzt Hesekiel den Gog- und Magog-Krieg an und damit kommen wir zu der Frage nach dem Zeitpunkt.

Wann wird dieser Konflikt stattfinden?

Hesekiel bettet seine Prophetie in einen klaren historischen Kontext ein, aus dem hervorgeht, dass sich die Auslegung der Prophetie auf unsere Zeit bezieht: „Nach vielen Tagen sollst du aufgeboden werden; zur letzten Zeit wirst du in das Land kommen, das dem Schwert entkommen und aus vielen Völkern wieder gesammelt worden ist, auf die Berge Israels, die die ganze Zeit verödet waren; es wurde aber aus den Völkern herausgeführt, und sie wohnen nun alle in Sicherheit.“ (Hesekiel 38,8)

Diese Sammlung des dem „Schwert“ des Holocaust entkommenen Volkes und die Rückführung in „das Land“ Eretz Israel geschah zum ersten und einzigen Mal im 20. Jahrhundert. Diese Vorbedingung für den Gog- und Magog-Krieg ist also seit der Staatsgründung vor 70 Jahren erfüllt, aber Hesekiel gibt uns noch einen weiteren Hinweis: „Sie wohnen nun alle in Sicherheit“ – das heißt, die Erfüllung der Prophetie wird in einer Zeit geschehen, in der alle Einwohner Israels in Sicherheit wohnen. Das ist momentan noch nicht der Fall. Die obengenannten Prophetien könnten eine Erklärung dafür beinhalten, wie diese Sicherheit hervorgerufen werden könnte, die als letzte Vorbedingung für den Gog- und Magog-Krieg zu gelten hat. Mit dieser Prophetie vor Augen bietet sich eine Erklärung für die historischen Umwälzungen im Nahen Osten an, die wir momentan bezeugen können und die Politiker weltweit in große Ratlosigkeit stürzt.

Der Gog und Magog-Krieg endet laut der Beschreibung Hesekiels abrupt und auf übernatürliche Art und Weise mit einem für alle Völker sichtbaren Gerichtshandeln Gottes an den angreifenden Feinden Israels, durch das er sich als der Gott Israels zu erkennen gibt: „So will ich mich herrlich und heilig erweisen und mich zu erkennen geben vor vielen Völkern, dass sie erfahren, dass ich der HERR bin.“ (Hesekiel 38,23) |



Josias Terschüren ist studierter Theologe und arbeitet als Direktor für Öffentlichkeitsarbeit bei der Initiative 27. Januar.

Zeitzeugen erinnern sich

Aufgezeichnet von mh und Elisabeth Hausen.

Herbert Klinger

Ein Zimmer für vier Lira

Ich bin 1920 in Loeben geboren. Wenn in der Schule gefragt wurde, wer mosaischen Glaubens sei, hob ich als einziger meine Hand. Die Lehrer waren alle antisemitisch. Mehrfach riefen sie meinen Vater: „Dein Sohn verlässt immer in der 10-Uhr-Pause das Gebäude.“ Das stimmte

nicht; ich hatte mich auf der Toilette versteckt. Denn in der Pause gab es nur eine Lehrerin und die anderen Kinder standen an dem Spalier und riefen „Jidele, Jidele, Jude, Jude“.

Die Nachbarskinder wussten, dass ich keine Freizeit hatte. Ich ging nachmittags zur Religionsschule, habe Englisch und Geige gelernt. Die Kinder kamen und fragten: „Frau Klinger, dürfen wir mit dem Fußball von Herbert spielen?“

Nach dem „Anschluss“ Österreichs ging ich 1939 nach Palästina. Vorher hatte man mich in Loeben festgenommen. Sie nahmen uns alles Gold ab. Ich musste unterschreiben, dass ich Österreich innerhalb von sieben Tagen verlassen werde. Mein Vater brachte mich zu seinem Freund Perl. Dessen Bekannter organisierte illegale Überführungen nach Palästina.

Für ihn arbeitete ich im Untergrund. Sie schickten mich zu Banken, um Geld zu holen und zu bringen. Irgendwann sagten sie: „Es ist zu gefährlich für dich geworden. Du musst nach Palästina gehen.“ Ich sagte: „Ich gehe nicht weg von hier, ohne dass man auch meine Eltern mitnimmt.“ Daraufhin sagte mir Perl: „Schau her, das sind die nächsten 30

Transporte nach Palästina. Unter ihnen werden deine Eltern sein.“ Ich war einverstanden.

Plötzlich, einen Tag vor der Abreise, gab es eine Razzia in der Wiener Innenstadt. Ich sah: Die Arier sollten nach links, die Semiten nach rechts. Was tat ich? So etwas kann sich nur der Kopf eines 19-Jährigen ausdenken: Ich ging durch das Spalier der Arier. Zwar sagte ich nicht „Heil Hitler“, aber ich erhob die Hand zum Gruß. Sie ließen mich durch. Und sobald ich durch war, rannte ich so schnell, wie niemand sonst rennen konnte.

Kurz darauf kam meine Mutter und zeigte mir ihre beiden Ringe. Einer hatte einen Diamanten in der Mitte. Ich verstand nicht, warum ich sie nehmen sollte. Sie sagte: „In einem Monat, wenn wir uns in Palästina wiedersehen, gibst du sie mir zurück. Pass solange auf sie auf.“

Als ich dann auf der Reise war – wir waren gerade auf der Donau – war die „Kristallnacht“. Meine Eltern habe ich nie wieder gesehen.

Als wir in Palästina ankamen, sagte man uns, wir müssen zurückgehen. Da waren wir nochmals 21 Tage unterwegs. Irgendwann brachten sie uns nach Netanja, in einen Kinosaal. In meinem ganzen Leben habe ich so etwas nicht mehr gesehen. Es gab Jogurt zu essen, nach einer halben Stunde brachten sie Brot. Aber wir durften nicht zu viel essen, weil wir das nicht gewohnt waren. Am nächsten Tag brachten sie mich zu einem Doktor. Die Frau fragte mich, was sie für mich tun könne. Ich sagte: „Wenn ich ein Bad nehmen dürfte, wäre das schön.“ Sie wärmten das Wasser für mich auf und ich badete für etwa zwei Stunden. Ich bekam Gutscheine für eine Suppe an der Ecke Ben Jehuda/Frischmann in Tel Aviv. In der Nähe der Herzl-Straße war das Café Carlton, wo nur die Briten hingingen. Ich frag-

te, ob sie Arbeit für mich hätten. Ich kaufte mir in einem Second-Hand-Laden eine schwarze Hose und ein weißes Hemd und fing an, in dem Café zu arbeiten. Dort war ich ein ganzes Jahr.

Jeden Morgen stand ich um 4.30 Uhr auf und begann um 5 Uhr zu arbeiten. Bis 18 Uhr. Dafür bekam ich ein Essen und vier Lira Gehalt. Vier Lira bezahlte ich auch für mein Zimmer an der Schenkin-Straße, einem sehr aristokratischen Teil der Stadt. Ich konnte es mir leisten, weil ein Paket von meiner Mutter ankam, deren Pelzmantel ich für zwölf Lira verkaufte. Langsam lebte ich mich ein.

Von meinen Eltern bekam ich einige Briefe. Doch irgendwann hörten die auf. Damals wussten wir noch nicht, was passiert war. Einmal bekam ich eine Karte vom Roten Kreuz, der Stempel war aus Polen, nicht weit von Auschwitz. Das war das Ende.

Im November 1947 kam die Entscheidung der Vereinten Nationen. In meinem Zimmer hörte ich im Untergrundradio der Hagana, dass sie entschieden, einen Staat für Juden in einem Teil von Palästina zu gründen. Die Station war Telem Schamir Boas, das wurde später Kol Israel. Sie sagten, es würde eine Entscheidung der Vereinten Nationen geben. Wir sollten zu Gott beten. Und siehe da, wir hatten Erfolg mit der Entscheidung. 1948 waren Briten zum Mandat hier. Es gab ständig Demonstrationen. Sie sagten, sie würden 10.000 Menschen die Alija erlauben und damit sei es genug. Doch stetig kamen mehr Menschen ins Land.

Am 14. Mai verkündete Ben-Gurion die Unabhängigkeit, die Freude war groß. Die Menschen gingen auf die Straßen, tanzten. Natürlich machte auch ich mit. Jordanien nahm einen Teil des Landes und seitdem gibt es Krieg um das Land. |



Josef Arotschas

Neben der Windmühle

Kennen Sie das Viertel Jemin Mosche? Welches neben Mischkenot Scha'ananim, der ersten jüdischen Siedlung außerhalb der Jerusalemer Altstadt, liegt? Dort, direkt neben der Montefiore-Windmühle, bin ich 1936 als siebtes von acht Kindern geboren. Bis 1948 haben wir dort gewohnt. Die ersten sechs Jahre bin ich dort zur Schule gegangen. In der Schule habe ich auch Hebräisch gelernt. Meine Muttersprache ist Spanisch. Unsere Vorfahren sind die Anusim – Juden, die vor 600 Jahren in Spanien dazu gezwungen wurden, zum Christentum überzutreten. Mein Vater hatte unser Haus selbst gebaut. Am 15. Mai sollten die Engländer zurück in ihre Heimat gehen. Mit den Jordaniern hatten wir Probleme; sie waren auf dem gegenüberliegenden Zionsberg und zielten auf uns. Deshalb drangen Palmach-Kämpfer

im Auftrag des Staates Israel in unser Haus ein. Wir hatten das größte Haus in unserem Viertel: sechs Zimmer, ein Badezimmer und das einzige Telefon in unserem Viertel, also alles, was sie brauchen konnten, um unser Stadtviertel zu verteidigen. Natürlich hörten und sahen wir, dass die Jordanier auf uns zielten, doch sonst bekamen wir nicht viel mit, es war damals nicht so wie heute. Wir haben uns zu Hause eingeschlossen. Als die Palmach-Leute kamen, ging meine Mutter mit uns zu einer Tante. Ich erinnere mich nicht, wann es war, aber nach einiger Zeit wollten wir in unser Haus nach Jemin Mosche zurückkehren. Doch der Staat hatte uns alle Möbel weggenommen und auch das Haus. Wir haben dagegen geklagt, auch die Palmach-Offiziere haben zu unseren Gunsten ausgesagt, aber den Pro-

zess haben wir verloren. Es gab Nachbarn, die sind damals geblieben und die sind durch die schöne Lage ihrer Häuser später sehr reich geworden. Dieses Glück hatten wir nicht. Bis heute weiß ich nicht, wer dafür verantwortlich ist, dass wir unser Haus damals nicht wiederbekommen haben. Das tut weh. Ich habe mir vor 40 Jahren ein Haus im Jerusalemer Stadtteil Beit Hakerem kaufen können. Zu Arabern habe ich ein gutes Verhältnis. Mein Hausarzt ist Araber. Wenn es mir schlecht ging, hat er mich schon manches Mal gerettet. |



Mirjam Pollin

Als die arabischen Nachbarn verschwanden

Ich wurde 1926 in Deutschland geboren. Nach Israel kam ich im Januar 1948, wo ich mein Leben in einem ganz jungen Kibbutz, im Oberen Galiläa, anfang. Wir waren 50 Personen. Es gab Unruhen. Am

Platz waren nur Männer und Frauen, die keine Kinder hatten. Dazu gehörten auch der Mann meines Lebens und ich. Zu unseren

zwei arabischen Nachbardörfern hatten wir ein sehr gutes Verhältnis. Wir hatten gerade ausgemacht, ihnen eine Wasserleitung in die Dörfer zu legen, damit die Frauen nicht mehr bis zum Jordan laufen müssen, um Wasser zu schöpfen. Wir besuchten sie und sie besuchten uns.

Dann kam die Erklärung von Ben-Gurion, von der Staatsgründung. Wir

haben uns zwar gefreut, einige Stunden die Hora (Kreistanz) getanzt und ein bisschen Wein getrunken. Aber die Unruhen waren da, wir mussten sofort in Stellung gehen und aufpassen. Eines Tages sah ich nicht mehr, wie die arabischen Männer auf den Feldern arbeiten, wir sahen auch keine Frauen, die zum Jordan gingen, um Wasser zu schöpfen, das machte uns noch unruhiger. Da sind unsere Männer in die Dörfer rein und haben gesehen, dass sie leer waren. Später haben wir gehört, dass sie aufgerufen wurden, von Syrien aus, sie sollen weg, man plant einen Angriff auf unseren Kibbutz. Wenn sie gesiegt haben, können sie alles nehmen, was sie finden. Zum Glück kam dieser Angriff nicht. Wir sind geblieben. Die Nachbarn wurden leider Flüchtlinge und durften nicht mehr zurückkommen. Nicht von Israel aus, sondern von den Syrern, weil sie sofort wussten, die Flüchtlinge sind eine politische Waffe, da werden sie immer das Mitleid der Welt bekommen. Es tut mir immer noch sehr leid, dass es so ging.

Jetzt wohne ich in einer kleinen Siedlung, wir haben ein arabisches Nachbardorf, Tarschiha, in unserem Dorf leben auch Araber, zusammen mit den Juden, wir haben das beste Verhältnis. Darüber schreibt man leider nicht, sondern nur, wenn etwas Böses passiert. Ich habe arabische Freunde, ich besuche sie, und sie besuchen uns. Ich bin sehr froh, dass wir einen jüdischen Staat haben. In meiner Geschichte habe ich erleben müssen, dass Deutschland mich nicht haben wollte. Ich war einige Jahre in Schweden, ich kam dorthin mit dem Kindertransport, dort wollten sie mich auch nicht haben. Als ich hierher kam, noch vor der Staatsgründung, wurde ich mit einem Lächeln empfangen. Jeder freute sich. Dieses Gefühl, nach Hause zu kommen, ist etwas ganz Wunderbares. Wir haben bei Null angefangen, nur mit den Kleidern, die wir am Körper hatten. Ich fühle mich heute als reichste Frau. Denn ich habe ein warmes Bett, das Brot für morgen, eine Haushaltshilfe, und ich habe Kinder, Enkel und Urenkel. |





MW MISSIONSWERK REISEN

16. – 25. OKTOBER 2018

ISRAEL-RUNDREISE

MIT DANIEL UND ISOLDE MÜLLER

DIE BIBEL AN IHREN ORIGINALSCHAUPLÄTZEN ERLEBEN



Jetzt Reiseprospekt bestellen!
Telefon: 0176 / 195 230 32 · missionswerk.de/reisen

Wir kommen in Ihre Gemeinde

70 JAHRE Staat Israel 

Am **5. August 2018** steht im Kirchenkalender der „**Israel-Sonntag**“.
Israel feiert 2018 seinen 70. Gründungstag.

Laden Sie in diesem Jahr unsere Mitarbeiter zu einem Vortrag oder Predigtendienst aus und über Israel ein – am 5. August, oder jedem anderen Tag. Wir kommen gerne zu Ihnen!



Mirjam Holmer | Islamwissenschaftlerin, Journalistin; Jerusalem
Themen: Islam; Aktuelles aus Israel



Elisabeth Hausen | Judaistin, Journalistin; Wetzlar
Themen: Israel und der Nahe Osten; Judentum



Egmond Prill | Theologe, Journalist; Kassel
Themen: Biblisches, Politisches und Aktuelles über Israel und Nahost

Israelnetz
Telefon (0 64 41) 91 51 51
israelnetz.com/termine



SCHECHINGER Tours
ERLEBNIS · GRUPPEN · REISEN

Israelreisen.

Seit über 40 Jahren.

Israel-Reise
mit Lutz Scheufler (Waldenburg), Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 08.10.2018 – 17.10.2018

Israel-Reise
mit Pfarrer Hanspeter Wolfsberger (Leiter des Hauses der Besinnung in Betberg) und Jens Schechinger (Neubulach)
vom 26.10.2018 – 04.11.2018

Israel-Reise über den Jahreswechsel
mit Pastor Wolfgang Wangler (Pfalzgrafenweiler), Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 27.12.2018 – 06.01.2019

Israel-Reise „Wenn die Wüste blüht“
mit Wolfgang und Sieglinde Wangler (Pfalzgrafenweiler), Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 03.03.2019 – 13.03.2019

Israel-Osterreise
mit Johannes Vogel (Bibel-Center Breckerfeld), Walter und Marianne Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
vom 14.04.2019 – 25.04.2019

Israel-Inforeise
Für Pfarrer, Gruppenplaner und Verantwortliche.
Zur Planung einer eigenen Gruppenreise nach Israel
vom 28.01.2019 – 04.02.2019

Schechinger-Tours . Walter Schechinger
Im Kloster 33 . 72218 Wildberg-Sulz am Eck
Tel 07054 5287 . **Mail** info@schechingertours.de

Jetzt direkt online buchen oder Prospekte anfordern.
www.schechingertours.de